

SCHREIBEN ALS BIOGRAPHISCHE PRAKTIK. SPRACHE, SUBJEKT UND HISTORIZITÄT IN HANNS-JOSEF ORTHEILS POETOLOGISCH- AUTOBIOGRAPHISCHEN ESSAY *DAS ELEMENT DES ELEPHANTEN*

HANS-RÜDIGER MÜLLER

Die folgenden Überlegungen stellen den Versuch einer bildungstheoretisch motivierten Lesart des Essays „Das Element des Elephanten. Wie mein Schreiben begann“ (2001, erstmals 1994) von Hanns-Josef Ortheil dar.¹ Ob sich dieser Text überhaupt dazu eignet, als Bildungsgeschichte eines Menschen interpretiert zu werden, scheint allerdings zunächst fraglich. Gibt die schon im Untertitel erkennbare Fokussierung der Selbstbeschreibung auf die Frage nach den biographischen Ursprüngen der späteren Schriftstellertätigkeit dem Text nicht eher den Charakter einer Berufsbiographie, die die Aufmerksamkeit von vornherein auf das begrenzt, was der Erläuterung der beruflichen Laufbahn dient, und weniger den einer biographischen Selbstreflexion, die am Bildungsprozess der Person im Ganzen orientiert ist? Diese Skepsis ließe sich mit dem Hinweis untermauern, dass an vielen Stellen der Lebensbeschreibung der Zusammenhang späterer Werke mit bestimmten Lebensereignissen herausgestellt wird, dass Ortheil sogar umfangreiche Zitate aus eigenen Erzählungen und Romanen einrückt, um die enge Verbindung zwischen den literarischen und den biographischen Themen zu belegen.² Handelt es sich also eher um biographische Kommentare, die vor allem der Erhellung der eigenen Werkgeschichte dienen sollen anstatt der Erhellung der persönlichen Lebensgeschichte? Noch ein Indiz legt diese These nahe. Während wir in anderen Autobiographien in der Regel auch die Beziehungen zu Menschen aus dem sozialen Um-

1 Der vorliegende Beitrag nimmt u.a. Anregungen aus einem Workshop auf, der im Frühjahr 2004 über die oben genannte Schrift Ortheils an der Universität Osnabrück durchgeführt wurde. Ein Tagungsband hierzu ist in Vorbereitung (Müller 2005).

2 Zitiert wird aus den Werken: „Ferner“ (1979), „Hecke“ (1983), „Schwerenöter“ (1987), „Mozart. Im Innern seiner Sprachen“ (1982), „Agenten“ (1989), „Abschied von den Kriegsteilnehmern“ (1992).

feld außerhalb der Kernfamilie beschrieben bekommen, zu Freunden, Gleichaltrigen, Lehrern oder Nachbarn, zu „signifikanten Anderen“, die bedeutsam für die eigene Entwicklung waren, finden diese Aspekte hier kaum Erwähnung. Das mag vielleicht einerseits mit der besonderen Vorgeschichte Ortheils in Zusammenhang stehen, der anfänglichen Abgeschlossenheit seiner Existenz gegenüber der Außenwelt, die dem Urteil der Ärzte nach als frühkindliche autistische Störung zu verstehen ist, lässt sich aber andererseits, besonders im Blick auf die Erweiterung sozialer Handlungskontexte im Verlauf der nachfolgenden Lebensgeschichte, nicht hinreichend damit erklären. Spätestens bei Beginn der Adoleszenz ist die Gestaltung sozialer Beziehungen außerhalb der Familie eine gleichsam unumgängliche Lebensthematik, der sich auch Ortheil kaum wird entzogen haben können. Unabhängig davon, wie erfolgreich man in der Ausgestaltung dieser Beziehungen operiert, stellen sie ein Feld der Erfahrung und der biographischen Bearbeitung dar, dessen Ausblendung im Rahmen einer Auseinandersetzung mit dem vergangenen Leben zumindest erklärungsbedürftig erscheint. Selbst Jean-Paul Sartre, dessen autobiographische Schrift „Die Wörter“ (Sartre 1965) ganz offensichtlich als ein literarisches Vorbild Ortheils gelten kann (und der in einer winzig kleinen, aber um so entscheidenderen Nebenrolle am Ende des Textes in einem Pariser Straßencafé als reale Person im Leben Ortheils auftritt),³ lässt seine soziale Abstinenz als junger, Lektüre besessener Mensch gegenüber Gleichaltrigen und gegenüber jungen Frauen nicht unerwähnt. – Doch trotz dieser begründeten Skepsis gegenüber dem Text als einer Autobiographie im klassischen Sinne möchte ich ihn im Folgenden auf eine autobiographische Weise lesen. Ein Grund dafür liegt darin, dass in der neueren Biographik ohnehin eine Tendenz beobachtbar ist, das eigene Leben nicht mehr als geschlossenen Gesamtzusammenhang, als „große Erzählung“ gleichsam, darzustellen, sondern als einen nur noch in Facetten, in Aspekten, in Perspektiven und Fragmenten erfassbaren Sachverhalt. Insofern handelt es sich nicht lediglich um eine unvollständige Darstellung des Bildungsprozesses, sondern um eine autobiographische Reaktion auf die Erfahrung der Kontingenz und Brüchigkeit im Leben selbst, um einen charakteristischen Zug von Bildungswegen in der fortgeschrittenen Moderne. Das Leben lässt sich so auch in der autobiographischen Rückschau nicht mit einem Blickstrahl als bildungsgeschichtlicher Gesamtzusammenhang erfassen, sondern legt die Einnahme differenter Perspektiven nahe.⁴ Zum anderen ist die vorgenommene thematische Fokussierung viel weniger begrenzt, als sie auf den ersten Blick erscheint. Indem sich Ortheil seinen Lesern als werdender Schriftsteller präsentiert, erläutert er nicht lediglich die biographischen Zusammenhänge seiner Schriftstellerlaufbahn; vielmehr geht er schreibend (und mit den reflexiv-literarischen Mitteln des Schriftstellers) einer (vielleicht der

3 Vgl. Ortheil 2001, S. 217f.

4 Vgl. Hollenried (2000); Müller (2004); Wagner-Egelhaaf (2000).

wichtigsten) Grundlinie seiner persönlichen Bildungsgeschichte nach: der langsamen Entstehung und fortschreitenden Entfaltung eines Universums subjektiver und objektiver Bedeutungen im Medium von Sprechen und Sprache.

Eine zweite Vorüberlegung scheint noch angebracht. Autobiographische Texte werfen – insbesondere in pädagogischen Diskussionen – sogleich die Frage nach der Authentizität der Darstellung auf. Enthüllt sich im Text der Autor als der, der er wirklich gewesen ist, oder handelt es sich bloß um eine nachträgliche Konstruktion, eine fiktive Selbststilisierung, die mit dem gelebten Leben allenfalls in loser Verbindung steht und eigentlich mehr über gegenwärtige Selbstkonstruktionen des Autors aussagt, als über das Leben, das er beschreibt. Ich möchte diese Frage im Folgenden weder diskutieren noch gar entscheiden, sondern den Text als Dokument einer biographischen Praktik behandeln, einer Praktik, mit der der Autor sich zu seinem Leben verhält.⁵ – Sich zu sich und dem eigenen Leben schreibend zu verhalten ist eine biographische Praktik. Hier im Text taucht diese Praktik gleich in zweifacher Weise auf: zum einen als Tätigkeit, die den Text selbst hervorgebracht hat (man sollte vielleicht vorsichtiger sagen: die sich mit dem Text konstituiert); und zum anderen als Tätigkeit, die Thema des Textes ist, denn der Text verspricht eine Auskunft zu der Frage, „wie mein Schreiben begann“. Fiktives und Reales, „Authentisches“ und „Konstruiertes“ vermischen sich im Sinne einer literarischen Praxis der Selbstausslegung.⁶ Ich möchte dieser biographischen Praktik des Schreibens im Folgenden unter drei Aspekten nachgehen: erstens unter dem Gesichtspunkt der Aneignung der Sprache als Medium des Schreibens, zweitens in der exemplarischen Untersuchung der Präsenz und Bearbeitung eines familiengeschichtlichen Kriegstraumas im Schreiben und drittens in der Absicht zu erkunden, welche Weise des Subjekt-Seins sich im Schreiben und Geschriebenen aus Sicht des Autors ausdrückt.

Aneignung der Sprache als Medium des Schreibens

Minuziös beschreibt Ortheil den Vorgang des allmählichen Spracherwerbs als eine grundlegende Dimension seines Bildungsprozesses. Leben und Sprache treten dabei in ein vielschichtiges und ambivalentes Verhältnis zueinander. Als kulturelles Ordnungs- und Zeichensystem, aber auch als materiales Phänomen

5 Vgl. Habermas (2004: 37).

6 Nicht nur die literarische Praxis sondern die Lebenspraxis des Menschen generell enthält ein Moment der freien Bestimmbarkeit, die zwar nicht unabhängig vom Vorgefundenen zu denken ist, aber einen virtuellen Vorgriff auf nicht Reales impliziert. Dieser Gedanke trägt das Bildungsprojekt der Moderne von seinen Anfängen bis heute (vgl. hierzu Benner 2001, S. 33ff.) und findet sich selbst noch dort, wo Bourdieu den dynamischen Charakter seines Habitus-Konzeptes betont.

von Klang und Rhythmus, ist die Sprache (als die Sprache der anderen) dem individuellen Lebensvollzug vorgeordnet. Sprache ist Medium und Produkt einer kollektiven Symbolisierungspraxis, die nicht nur lexikalischen Bedeutungen und grammatischen Regeln folgt, sondern auch von einer typischen Stimmgestik, Sprachmelodie und Ausdrucksrichtung getragen wird. In ihrem Klang und ihrem Gebrauch spiegeln sich regionale Mentalitäten und milieutypische Grundstimmungen. Die „Sprachmilieus“ der Westerwälder oder der Rheinländer, von denen der Text gleich zu Anfang spricht (Ortheil 2001: 7ff.), repräsentieren nicht nur ein System geordneten Alltagswissens, sondern auch Praktiken der Symbolisierung, in denen kultureller Sinn und leibliche Ausdrucksgebärde untrennbar miteinander verwoben sind. So steht für Ortheil die Wortkargheit der Westerwälder in einem konstitutiven Zusammenhang mit der Kultur dieses Menschenschlags:

„Westerwälder - das sind die schwarz gekleideten, in sich gekehrten und landtreuen Menschen auf den Fotografien August Sanders, Bauern auf dem Sonntagsspaziergang zur Kirche, Frauen mit dunklen Kopftüchern, gezeichnet von vielen Geburten, Kinder, ängstlich und mauflaul, in einer dichten Traube um die auf zwei Stühlen thronenden Eltern versammelt. So existieren sie in meinen inneren Bildern als Gestalten der Vorzeit, als Gestalten der archaischen Gesten, des Heumachens, Brotbackens und Fischens, Gestalten der Jahreszeiten, fromm, katholisch, die Männer oft mit breiter Stirn, störrisch, unbeirrbar, eine Sippe, die daheim blieb, jahrhundertlang, und nie aufgestört wurde von Eindringlingen oder Fremden...“ (Ortheil 2001: 8 f.) „Man sitzt zusammen und schweigt, man schaut starr irgendwohin, aus dem Fenster, vor sich hin auf einen Fleck, es ist das charakteristische Grübeln der Bauern, eine Art Meditieren, ein Geltenlassen der Stille.“ (Ortheil 2001: 11)

Dem kargen Sprachmilieu der Westerwälder steht die Lebhaftigkeit der rheinländischen Art zu Reden gegenüber. Anhand einer Zugfahrt vom Westerwald, der elterlichen Heimat, in Richtung Rheinland, der Gegend, wo er aufgewachsen ist, beschreibt Ortheil, wie sich der Sprachgestus der Umgebung langsam ändert:

„[...] ich höre, wie aus der Stille das allmähliche Murmeln entsteht, je näher wir Köln sind, je lauter wird das Murmeln, die Sprache wird weicher, klangvoller, und in Köln, da ebbt sie überhaupt nicht mehr ab [...].“ (Ortheil 2001: 14) Die Sprache hat nun etwas vom „schmeichlerischen Französisch“ (ebd.), „eine Mischung aus hohem Kanarienvogel-Trilieren und recht deftigem Krachen und Spucken, eine komödiantische Mixtur, aus germanischen Urlauten [...] und lateinisch-französischem Gezeter“ (Ortheil 2001: 15).

„Von Anfang an“, so kommentiert Ortheil seine Erinnerung an die unterschiedlichen Sprachmilieus, „habe ich die Sprache als Körper, als Leib, als

sinnliches Medium, erlebt. Und von Anfang an war ich hin und her gerissen zwischen den beiden Extremen“ (ebd.). Dieses Hin-und-Her-Gerissensein zwischen der Kultur der Stille und der Kultur der munteren Geschwätzigkeit äußert sich in einer auffallenden Verzögerung seiner sprachlichen Entwicklung. Und gerade diese Verzögerung macht den Text aus bildungstheoretischer Sicht interessant. Die einzelnen Schritte des Spracherwerbs werden zeitlich extrem gedehnt; er erlebt sie bewusster als andere und behält sie deutlicher in Erinnerung. Auch wenn diese Erinnerungen kein fotografisches Abbild der frühen Erfahrungen liefern, sondern erst im Prozess des Nachspürens und Nacharbeitens der vergangenen Eindrücke Gestalt gewinnen, geben sie einen Einblick in die lebensgeschichtliche Genese sprachlich strukturierten Sinns.

Da ist zunächst die „Sphäre der Mutter“, ein geschlossener Raum vorsprachlicher Verständigung, größter Vertrautheit und inniger Zuwendung, vergleichbar jener Mutter-Kind-Symbiose, wie sie von Entwicklungspsychologen als elementare Interaktionsform des ersten Lebensjahres beschrieben wird. Wie in einem Vergrößerungsglas tritt aus der Beschreibung dieses Ortes der Stille und Geborgenheit, der wortlosen Verständigung und unbedingten Nähe die Erfahrung hervor, dass die potenzielle Erweiterung des Spektrums möglicher Lebensäußerungen und Lebenshorizonte, die der Erwerb der Sprache für die Bildung des Einzelnen bedeutet, nur um den Preis tief greifender Verluste zu haben ist. Daher stellt die Regression auf diesen Zustand oder eines seiner Derivate (wie die autistische Wendung nach innen) auch noch für den erwachsenen Schriftsteller Ortheil eine bleibende Verlockung dar.

„[In] meinen dunkelsten Phantasien bin ich wieder stumm, ich habe alles verlernt, was zu den künstlichen Riten der Weltauslegung gehört, ich habe mich wieder eingehüllt in [...] ein Schweigen, aus dem, ich weiß es, niemals mehr ein Weg führen wird nach draußen, in die gefürchteten Kältezonen, in die Gemein- und Gesellschaften.“ (Ortheil 2001: 16)

Der Grund dieser Verlockung liegt darin, dass Sprache, in ihrer Doppelfunktion als Medium des subjektiven Ausdrucks und der intersubjektiven Verständigung, das sich bildende Subjekt in die Freiheit und die Unfreiheit zugleich führt. Über die Sprache kann das Ich aus dem Vollzug seines Lebens heraustreten und sein Tätigsein reflexiv begleiten; aber damit reiht es sich zugleich ein in die präfigurierten Sinnhorizonte einer Sprachgemeinschaft, vor der sich sein Sprechen zu bewähren hat. Jedes Sprechen enthält daher das Risiko, Einzigartigkeit auszudrücken um den Preis, nicht verstanden zu werden, oder in der allgemein verständlichen Rede das zu verfehlen, was man an Eigensinn zum Ausdruck bringen will. Im Allgemeinen haben wir gelernt, mit diesem Risiko umzugehen. Wir heben den Widerspruch nicht auf, aber wir leben mit ihm und bemühen uns, ihn im Gespräch, in der inneren und der äußeren Kommunikation, begrenzt zu halten. Ortheil beschreibt den Zustand und die Gefahren,

die mit einem Scheitern dieser Vermittlung von Ausdruck und Mitteilung im Sprechen verbunden sind, und zwar als ein Scheitern an den Sinnzumutungen, die die Sprachgemeinschaft dem Subjekt gegenüber bereit hält. Das Leben zerfällt für ihn in eine künstliche, ferne, kalte Außenwelt und eine dem gegenüberstehende (höchst störanfällige), sprachlose, vergleichsweise indifferente Sphäre des Ich: eine um die Wahrung homöostatischer Zustände bemühte Existenzweise, die auf Erhaltung einer imaginierten Einheit aus ist und nicht auf Bildung, weil sie im Unbestimmten verharret. Jede direkte Ansprache birgt in dieser Konstellation die Gefahr der Vernichtung:

„Ich spürte, wie die fremden Stimmen meinen Kopf besetzten [...], sie bildeten eine stampfende, mahlende, mich niederdrückende Maschine, die nur dafür geschaffen schien, mir meine Freiheit zu rauben [...]. In solchen Situationen erlebte ich die Sprache als Folter: ich erfror, in meinem Hirn zerhackte ein wütend klopfendes Etwas die Wörter und Sätze zu kleinen Partikeln, Wortschnee, Sprachgefitter [...]“.
(Ortheil 2001: 45f)

Die mikroskopischen Bildungsbewegungen, die dennoch für die lange Zeit des Verharrens in der mütterlichen Sphäre der Stille beschrieben werden, verdanken sich den eher nebenher eintretenden Störungen des homöostatischen Gleichgewichts, die durch das Lesen (und damit die Abwendung) der schweigenden Mutter ausgelöst werden. Diese Störungen leiten einen Umweg der sprachlichen Sozialisation ein, indem nicht wie sonst die Stimme im Vordergrund steht, sondern Auge, Hand und Mund. Die in die Mutter-Kind-Sphäre eindringenden Bücher werden besabbert, gekaut und ausgespuckt; ebenso die Buchstabenmodelle, die die Mutter schließlich anfertigt, um dem Teilhabebedürfnis ihres Sohnes nicht nach und nach den Bücherbestand der Familie opfern zu müssen.⁷

Der nächste Schritt auf Ortheils Weg zum Schreiben (und damit zur Sprache) besteht in der Übertragung der Buchstaben als bedeutsame Zeichen in eine Vielzahl schwarzer Hefte. Damit löst sich der Umgang mit ihnen etwas aus der Distanzlosigkeit, die die Tätigkeit des Geschmackssinns und der oralen Einverleibung kennzeichnet. Der Raum der Symbolisierung erweitert sich mit dem operativen Abstand, den das Auge und die Hand den Objekten gegenüber schaffen. Die visuelle Gestalt löst sich von der übrigen Materialität der ausgeschnittenen Buchstaben und wird zum sinnlich-symbolischen Bedeutungsträger, der auf die Form der Buchstaben als dem Allgemeinen wie auch auf die Empfindungs- und Zeichentätigkeit des Subjekts als dem Besondern verweist. Obwohl die Buchstaben noch nichts mit der Sinnstruktur der Schriftsprache zu tun haben, repräsentieren sie – als graphisches Schriftgebilde – einen szeni-

7 Vgl. Ortheil 2001: 31f; 35f; 38.

schen Sinn.⁸ Sie verlieren ihren bedrohlichen Charakter, der ihnen als Träger eines unverständenen und zugleich ungeheuren, der Mutter ein „Körperzittern“ verursachenden Bedeutungsgehalts (Ortheil 2001: 36) innezuwohnen scheint, indem sie zum Material einer eigenen, wenn auch einfachen und fast mechanischen Ordnungstätigkeit gebändigt werden, zu einer „visuellen Poesie“ (ebd.: 65), wie es der spätere Schriftsteller bezeichnet.

Nur mit Gewalt ist es dann schließlich, vor dem nahenden Einschulungstermin, dem Vater möglich, seinem Sohn einen Weg aus diesem Sinn-Käfig und in sich geschlossenen „Mutterreich“ zu weisen, in dem er für ihn ein striktes Lernprogramm ersinnt. Es scheint in seiner methodischen Rigidität und Bemächtigungsattitüde dem pädagogischen Arsenal der Aufklärungspädagogik entnommen zu sein, wenn es auch seine Wirkung offenbar nicht verfehlt. Wie die Philanthropen des 18. Jahrhunderts der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen suchten, indem sie die spontane Begegnung ihrer Zöglinge mit der Welt unter die theoretischen und moralischen Begriffe zwangen, so marschiert der Vater mit seinem sprachgestörten Sohn durch die Natur, um ihn zu lehren, wie man die Dinge zu beherrschen lernt, indem man ihnen einen Namen gibt. Die Einweisung in die „Kunst der Benennung“ (Ortheil 2001: 58), die eine „Kunst des Befehls und der Unterordnung der Dinge“ (ebd.: 59) ist, nimmt der Welt ebenso wie der Sprache ihren existenziell bedrohlichen Charakter. „Die Fremdheit der Dinge, die [...] in erschreckender Vielzahl und Vereinzelung vor mir erschienen waren“ (Ortheil 2001: 66), verwandelt sich in einen bedeutungsvollen Zusammenhang; und die Worte erhalten einen instrumentellen Wert, indem sie es ermöglichen, die Bilder, die die sinnlichen Eindrücke der Dinge im Bewusstsein hinterlassen, wieder „aus [der] Erinnerung heraufzuholen“ (ebd.: 65). Ortheil beschreibt die Erfahrung des väterlicherseits verordneten Curriculum als eine Art Entdeckung der Macht der Sprache. Erst über den Prozess der (verbalen, zeichnerischen und schriftlichen) Symbolisierung erscheint ihm die Außenwelt als eine geordnete Landschaft. Am deutlichsten spürt er diese Macht der Sprache im Schreiben eigener, der Phantasie entspringender Texte. Hier ist seine Macht am größten, weil die Gegenkontrolle einer äußeren Wirklichkeit außer Kraft ist.⁹ So hat sich langsam, aus der autistischen Sprachhemmung und verzögerten Sprachentwicklung, eine wachsende Neigung zum Schreiben herausgebildet, ein neu erschlossenes Medium der Arti-

8 Vgl. hierzu die Bedeutung sinnlich-symbolischer Interaktion im Übergang von der sensorisch-motorischen Interaktion zur sprachlich-symbolischen Interaktion in der Sozialisationstheorie Alfred Lorenzers (Lorenzer 1972; 1981).

9 Auch die Geschichten, die seine Mutter ihm vorliest, phantasiert er nach eigenem Belieben selbst weiter: „[Die] Geschichten verzweigten sich, hatten mehrere Ein- und Ausgänge, und die in den Büchern gedruckte Fassung war nur eine mögliche Variante unter vielen.“ (Ortheil 2001: 87) Es handelt sich offenbar um eine Form mimetischer Aneignung, die sich weit von ihrem äußeren Bezugspunkt entfernt und assoziativ den inneren Reaktionen folgt. Vgl. zu diesem Modus der Mimesis im Vergleich zu anderen mimetischen Formen auch Mollenhauer et al. (1996: 69-99; insbes. 82ff.).

kulation. Über das Schreiben findet er so zwar einerseits einen Zugang zur Sprache als einem intersubjektiven System von Bedeutungen, aber andererseits bietet sein Schreiben auch eine neue Form des sich Verbergens; in gewisser Weise fungiert es als eine Fortsetzung des autistischen Weltentzugs auf dem Niveau der Sprachfähigkeit. Im Schreiben (und Lesen) ist er abgeschottet von der Welt, ganz auf das konzentriert, was sich in seiner Phantasie ereignet, und nur von dem affiziert, was er in diesen privaten Raum solitärer Schreibtätigkeit einlässt. Später berichtet er über den Ort seiner schriftstellerischen Produktivität:

„Der Raum des Schreibens ist für mich [...] ein abgeschlossener, intimer, ja dunkler Raum. Am besten gelingt das Schreiben in ganz winzigen, engen und unauffälligen Räumen. [...] Je weniger sie von der Außenwelt eindringen lassen, um so eher erlauben sie den elementaren Rückzug des Schreibenden auf sich selbst.“ (Ortheil 2001: 131)

Doch wenn auch die Sprache Intersubjektivität ermöglicht, so begründet der schreibende Rückzug allein noch keine soziale Existenz. Spätestens seit Eintritt in das Schulalter schildert der Autor sich als mit dem Problem konfrontiert, im sozialen Feld außerhalb der Familie zurechtkommen zu müssen. In der Schule verbirgt er sich zunächst, behält sogar im Unterricht seinen Mantel an; die Kapuze auf dem Kopf hüllt er sich in Schweigen. Auch als er durch intensive häusliche Lese- und Schreibübungen binnen kurzer Zeit seinen Mitschülern weit überlegen ist, bleibt für ihn die Schule – später das Gymnasium – im Wesentlichen ein „einziger und unverschämter Zeitraub“ (Ortheil 2001: 178), dem er nichts abgewinnen kann. Fragt man nach der Rolle, in der er sich seiner Selbstbeschreibung nach sozial zu situieren bemüht, dann ist es nicht die Rolle des Schülers und auch nicht die Rolle des Gleichaltrigen in einer Freundes- oder Bekann tengruppe, sondern schon vom achten Lebensjahr an die Rolle des werdenden Schriftstellers. Sowohl im – um Tanten und Onkel erweiterten – Familienkreis als auch durch den Abdruck selbst erdachter Phantasiegeschichten auf der Jugendseite einer örtlichen Tageszeitung findet Ortheil öffentliche Resonanz auf sein Schreiben. So wie andere Jungen seines Alters sich mit „Piloten, Abenteurern und Weltumseglern“ identifizieren, kreisen seine Phantasien und Selbstbeobachtungen um die Rolle des Schriftstellers (Ortheil 2001: 152). Mit der schwärmerischen Haltung, die andere Teenager ihren Stars und Idolen entgegenbringen, verschlingt er literarische Werke und Schriftstellerbiographien. Und während seines halbjährigen Rom-Aufenthaltes nach dem Abitur zelebriert er vor den Augen des Lesers den ästhetisierten Lebensstil der Schriftsteller-Bohème der Jahrhundertwende – allerdings in völliger Verken nung seiner realen schriftstellerischen Produktivität, wie sich später heraus stellt.

Das literarische Modell von der unentschieden zwischen „Künstler“ und „Bürger“ pendelnden Schriftsteller-Existenz findet sich jedoch nicht nur in der selbstironisierenden Darstellung seiner Jugendphantasien.¹⁰ Es spiegelt sich auch als strukturierendes Grundmotiv der autobiographischen Erzählung insgesamt und gibt der Selbstdarstellung den Charakter einer Stilisierung. Denn obwohl er sich von vornherein als Außenseiter, Einzelkämpfer und Eigenbrötler einführt, dem allein die Poesie den Weg aus dem autistischen Labyrinth in die soziale Sprachgemeinschaft gewiesen zu haben scheint, stützt sich die biographische Grobstruktur – von außen betrachtet – doch im Grunde auf eine ganz normale Sequenz institutionalisierter Lebensstationen: Schule, Gymnasium, Abitur, Reisen und Jobben, Studium, Promotion – und dann der erste Roman. Der schmerzvolle Bildungsweg des Schriftstellers findet in Parallelität zu einer stützenden, typischen Schulkarriere statt. Die spätere schriftstellerische Tätigkeit, die Ortheil als Bearbeitung der inneren Bilder der Kindheit und erlittenen Traumatisierungen begreift, das „Schreiben“ also, entwickelt sich nicht nur in Distanz zu den institutionellen Bahnen des Lebenslaufs sondern auch im Rückhalt dieser sozialen Strukturen. Nur spielen sie im Lebenskonzept des Schriftstellers keine große Rolle. Das mag damit zusammenhängen, dass sich die Produktivität des Schreibens für Ortheil offenbar aus Quellen speist, die im Inneren seiner Person liegen und nicht in der sozialen Außenwelt. Sprache ist Mittel eines Selbstgesprächs, das es vor den Bedrohungen und Kontingenzen sozialer Interaktion möglichst zu schützen gilt. Das allerdings hat einen besonderen Grund. Zur Erklärung dieser Schutzbedürftigkeit des eigenen Sprechens und Schreibens wird der Leser auf die Vorgeschichte des Erzählers verwiesen.

Präsenz und Bearbeitung eines familiengeschichtlichen Kriegstraumas

Die in dem Text erzählte Geschichte der eigenen Entwicklung zum Schriftsteller zeichnet sich durch eine eigentümliche Verschränkung von Gegenwart und Vergangenheit, von Individual- und Familiengeschichte, wie auch von Familien- und Zeitgeschichte aus. Die im autistischen Rückzug aus der Sprachgemeinschaft hervortretende individuelle Bildungsproblematik ist nicht nur Teil des selbst gelebten Lebens, sondern weist zurück auf ein Familienschicksal, das vor dem eigenen Leben liegt. Dabei geht es nicht um die triviale Tatsache, dass natürlich die signifikanten Personen und die familialen Bedingungen, unter denen ein Kind aufwächst, immer auch von Ereignissen und Erfahrungen

10 Natürlich muss in diesem Zusammenhang auch der „Tonio Kröger“ auftauchen: „Mochte Thomas Mann auch die ehernen Regeln der Verschwegekunst, wie ich sie durch Hemingway gelernt hatte, verachten, er hatte doch in seiner Erzählung all das berührt, was mich beschäftigte. Eine Erzählung aber, wie die von Tonio Kröger war nicht zu erfinden, nein, die hatte der Autor gelebt, in jedem Detail, in jeder Szene.“ (Ortheil 2001: 187)

der Vorgeschichte geprägt sind. Vielmehr handelt es sich um transgenerationale Wirkungen eines Familientraumas, das dem Bildungsprozess des Kindes nicht einfach als äußere Bedingung vorgegeben, sondern als zentrale Thematik, als unumgängliche Aufgabe, eingelegt ist. So sehr auch die Sprachhemmung des Kindes wie der Mutter als ein Problem der Artikulation beschrieben wird, das in der Aktualität des leibseelischen Geschehens zutage tritt, so sehr repräsentiert dieses Phänomen die gleichsam inkorporierte Familiengeschichte. Die Angst, die „das erste, das intensivste körperliche Empfinden“ (Ortheil 2001: 28) ist, das Ortheil von seiner Mutter vermittelt bekommt, weil sie es bei jedem ihrer Versuche, sich sprachlich zu artikulieren, selbst verspürt¹¹, hat eine geschichtliche Quelle, die weit vor seiner Geburt liegt.

„Manchmal glaube ich, es ist die Kriegsangst, die da in mir rast, manchmal denke ich, ich wurde schon in früheren Zeiten geboren, Jahre vor meiner Geburt war ein Teil meines Ich im Krieg, manchmal glaube ich, die Angst ist eine Kriegskindangst.“ (Ortheil 2001: 41) Und auch den Eltern „steckt der Krieg noch in ihren Leibern“, „macht ihnen angst“, selbst noch ein Jahrzehnt nach seinem Ende, und lässt „sie vorsichtig auftreten, als könnten sie jederzeit auf eine Miene treten“. (Ebd.: 80)

Die eigene Biographie und die seiner Familie führt der Erzähler auf einen „fernen Fluchtpunkt“ zurück, der lange vor seiner Geburt liegt, „den 6. April 1945“, den Tag, an dem sein Bruder, noch nicht drei Jahre alt, von einem Granatensplitter der im Umfeld des Hofes einander bekämpfenden deutschen und amerikanischen Truppen getroffen, auf dem Schoß seiner Mutter ums Leben kam (Ortheil 2001: 17). In der Selbstdeutung des Autors ist die lange und schwierige Geschichte seines Schreibens nichts anderes, als die Geschichte seiner Versuche, für dieses Trauma der Familie einen Ausdruck zu finden, also das unsagbar leidvolle Geschehen der Vorvergangenheit, das seine Mutter (und damit die ganze Familie) zum Schweigen brachte, in den Raum der Sprache, den Raum des irgendwie noch sinnhaft Fassbaren hereinzuholen. Dieses Bemühen, vor dem offenbar alle moralisch-ethischen Kategorien so sehr versagen, dass sie an keiner Stelle des Textes in Anschlag gebracht werden, und das auch in allen medizinischen oder psychiatrischen Diagnosen einer autistischen Sprachstörung keinen Rückhalt finden kann, führt ihn auf den Weg einer poetischen Reflexion, die auf eine eigentümlich säkular-bekenntnislose Weise von religiöser Metaphorik durchzogen ist. Die (aus seinem Werk „Hecke“ als Zitat übernommene)¹² Erzählung der traumatisierenden Kriegsszene, in der die

11 „[...] indem sie [die Mutter; HRM] Laute zu bilden versuchte und doch nur hütelnd und röchelnd vor sich hin stöhnte, überflog ihren Kopf eine finstere Röte, das Gesicht begann zu glühen, und schließlich setzte das Zittern ein, das Körperzittern, von den Händen an aufwärts bis zu den Schultern“ (Ortheil 2001: 36); „sie sprach nicht, weil sie noch nicht auf ein weiteres Leben vertraute“ (ebd.: 28).

12 Vgl. Ortheil (1983: 289-292).

Mutter mit dem getöteten Sohn auf dem Schoß über viele Stunden wie versteinert unter einem Kirschbaum hockt, evoziert das „hoffnungslos häufig zitierte Bild der Pietà“ (Ortheil 2001: 104; vgl. auch ebd.: 20); der getötete Bruder selbst erinnert an den auferstandenen Christus, dem Ortheil in seinem Innern wie auch in seinem nach außen adressierten Schreiben „ein neues Dasein zu geben“ bemüht ist;¹³ den Beginn seines Schreibens bezeichnet er als „Wiedergeburt“ im Medium der Sprache (ebd.: 15) und in der Genealogie des eigenen Lebens spiegelt sich das Modell der biblischen Genesis (ebd.: 11).¹⁴ Der unfassbare Schmerz und die Sinnlosigkeit des traumatischen Geschehens aus der Vergangenheit der Familie, die sich im Körperzittern und Leibempfinden bis in die erzählte Gegenwart hinein bekunden, sprengen die Grenzen jedes rationalen Verständnisses und jedes Versuchs einer sprachlogischen Vergewisserung. Sie lassen Mutter und Sohn (wie im Grunde auch den Vater, dessen wortkarges Naturell mit der Unsagbarkeit des Erlebnisses zur Deckung kommt) im Schweigen verharren und veranlassen den erwachsenen Schriftsteller zu poetisch-bildhaften Ausdrucksformen, in denen das Familienschicksal symbolisch bearbeitet werden kann.

„Ich glaubte, die Vergangenheit sei in Wahrheit noch gar nicht vergangen, sondern lediglich mit ein paar Kunstfarben unkenntlich gemacht. Unter der Oberfläche der Gegenwart roch es anders, wie aus trüben Thermen quoll dort das heiße Schwefelwasser des Krieges, ein Gebräu aus verfaultem Fleisch und Menschenknochen, die Ursuppe des Chaos.“ (Ortheil 2001: 81) „[...] im Erzählen gruppierte ich die Innenwelt um die Gegensätze und Widerstände meines psychischen Haushaltes, ohne doch diesen Haushalt mit Begriffen und Analysen zu belasten.“ (Ebd.: 52)

Der Rückgriff auf das Sinnpotenzial religiöser Symbolik verändert auch die Zeitstruktur der biographischen Erfahrung. Nicht nur in überlieferten Dokumenten, Relikten und anderen kulturellen Zeugnissen taucht die Vergangenheit auf, sondern auch als ein Phänomen eigener Gegenwärtigkeit, das sich im

13 „Eigentlich war er im Alter von drei Jahren gestorben. 1945 war er durch eine Granate getroffen worden, das hatte ich so begriffen, wie ein Kind schwere Träume begreift, undeutlich und partiell, als ginge es um eine ferne, ganz fremde, in Urzeiten spielende Geschichte. Doch ich hatte begonnen, seinen Körper zu beleben, ihn nachzuschaffen, ihm zunächst in mir, dann auch in der Außenwelt ein neues Dasein zu geben.“ (Ortheil 2001: 78)

14 Zahlreiche weitere Textstellen belegen die religiöse Metaphorik. „[Ich] war der Erste, der meinen aus dem Himmel angeblich auf mich mit Wohlgefallen herabschauenden Brüdern zu beweisen hatte, dass sie weiterlebten in mir, dass sie wuchsen in meinem Wachsen, dass ich sie wiedergebar, indem ich größer wurde.“ (Ortheil 2001: 21f.) „Selbsterforschung [...] hielt ich für einen sakralen Akt, für den denkbar intimsten Dialog des Menschen mit sich selbst, in dem nichts mehr fehl am Platze wäre als ein Dritter.“ (Ebd.: 54f.) Auch von dem „große[n], kosmische[n] Raum der Landschaft“ ist die Rede (ebd.: 69). Der Hausbau der Familie und dessen symbolische Wiedergabe in der kindlichen Phantasiegeschichte über das Wirken der Ameisen im Ameisenstaat werden zum „Hymnus auf die Schöpfung“ (ebd.: 118).

Handeln, Denken und Empfinden, ja sogar „in den Leibern“ zeigt. Gegenwart und Vergangenheit verschmelzen miteinander, ohne allerdings dabei vollends ihre ordnende Funktion für die Konstitution und Reflexion der Erfahrung aufzugeben. Damit gibt Ortheil seiner Lebensgeschichte eine auffallend inhomogene Zeitstruktur. Einerseits folgt sie der Chronologie und der perspektivischen Trennung von Gegenwart und Vergangenheit; andererseits zeigt sie sich als unaufhebbare Einheit, als zyklische oder zeitlose Wiederkehr des immer selben in den wechselnden Kontexten des Lebens.

„Ich bin immer im Kreis gegangen, [...] ich habe den Kreis zu schließen versucht, als übte ich einen Dienst aus, als gäbe ich jenen Stimmen einen Raum, denen der Krieg die Sprache genommen hat. Ich habe den Krieg ausgeschrieben, all mein Schreiben ist ‚Nachkrieg‘ gewesen, und erst jetzt, nach fünf Büchern und zweitausend Seiten, erkläre ich diese Arbeit für beendet.“ (Ortheil 2001: 108)

Dieser überraschenden Erklärung eines Endes der Vergangenheit misstraut jedoch nicht nur der Autor, indem er selbstironisch die Frage anschließt, ob nicht trotzdem „noch etwas zu tun“ bleibe (ebd.), sondern auch der Leser, denn er begleitet den Autor schließlich noch weitere einhundert Seiten bei dem Versuch, sich von der Vorvergangenheit „frei“ zu schreiben. Der – auch im Schreiben des hier vorliegenden Essays noch einmal weiter getriebene – Bildungsprozess verzweigt sich in unterschiedliche Richtungen, die nicht linear miteinander verknüpft werden können, auch nicht als unregelmäßige Linie, die mal nach vorne weist, mal zurück und mal in abseitige Richtungen des Lebenslaufs. Stattdessen kann man den von Ortheil beschriebenen und im Schreiben dokumentierten Bildungsprozess besser als eine Verflechtung unterschiedlicher Bildungsbewegungen charakterisieren, deren Ursprung auf Kontingenzen des Lebens verweist und die erst in der Narration zu einem bedeutungsvollen, gleichwohl nicht nur „konstruierten“, sondern auf das Verhältnis zum eigenen Leben referierenden, Zusammenhang werden. Die Bildungsbedeutung der erzählten Erfahrungen erschließt sich erst, wenn man sie nach jenen einander überlagernden, unterschiedlichen Zeitstrukturen und Bezugsfeldern hin befragt, die ihnen in der Lebenserzählung zukommen, und nicht, indem man sie als eine kontinuierliche Folge von Bildungsereignissen rekonstruiert.

Aber nicht nur das Kriegstrauma der Familie findet in der Bildungsgeschichte Ortheils eine Verarbeitung. Auch die Positionierung der Familie im sozialkulturellen Raum fließt als strukturierendes Moment in die Beschreibung des eigenen Bildungsprozesses ein, und zwar ebenfalls als eine Hypothek aus der Vorgeschichte Ortheils, wenn auch hier eher als unthematizierter Sinngehalt. Die aus einem kleinen Ort im Siegerland stammenden und sich selbst als Nord-Westerwälder bezeichnenden Eltern figurieren in der Erzählung als ein Paar, das bereits in seiner Heimat eher der gut situierten, wenn auch ortsgebundenen Mittelschicht angehört: der Vater, der Spross einer Bauernfamilie

mit „großem Hof“, ist „der einzige Studierte weit und breit, seiner Passion nach aber ein Jäger, ein Forstmensch, witterungsabhängig, naturbesessen“ (Ortheil 2001: 9f). Die Mutter, deren Eltern im Ort „ein großes Geschäft“ mit Öl und Baustoffen betreiben, wird vor allem als intellektuell ambitionierte und redliche Person vorgestellt, als Bibliothekarin und einstige Bibliotheksleiterin, die von den Nazis entlassen wird, weil sie ihnen den Zugriff auf die Ausleihlisten der Bibliotheksbenutzer verweigert (ebd.: 29). Beide drängt es 1939, „im Jahr des Kriegsbeginns“, wie Ortheil betont (ebd.: 10), ihre Heimat zu verlassen und in die Welt hinauszugehen, vermutlich in der Hoffnung, dass sie dort, in der Großstadt, ein größeres Glück erwartet als in der Provinz. Doch dieser Traum erfüllt sich nicht. Der Krieg mit seinen verheerenden Folgen durchkreuzt die Ausbruchspläne der Familie, die zwar nicht untern im städtischen Milieu wohnt (vgl. ebd.: 7), aber trotz der Jahrzehnte langen Existenz in der Fremde die enge Bindung an die bäuerlich-erdverbundene Lebensart nicht aufgibt. Bereits in den fünfziger Jahren bauen sich die Eltern in ihrem Heimatort ein Haus, das sie dann aber erst zu Beginn der siebziger Jahre selbst beziehen können, „wieder angekommen im warmen Kreis der Verwandten und Freunde“ (ebd.: 10). Der Schritt von der Provinz in die Großstadt und der damit erhoffte soziale Aufstieg sind am Ende wieder annulliert. Aber in die lange Zwischenphase der Familienbiographie fällt die Zeit, in der Ortheil Kindheit und Jugend verbracht hat. Nach vier verstorbenen Geschwistern und dem nicht wirklich vollzogenen Wechsel des sozialkulturellen Milieus durch die Eltern liegt auf ihm die ganze Hoffnung der Familie, das von seinen Eltern begonnene soziale Aus- und Aufstiegsprojekt fortzuführen. Zu der Last des Familientraumas kommt so die Last der großen Hoffnungen und die Furcht vor dem Versagen (der „Versauung“, wie es drastisch heißt; vgl. ebd.: 57) hinzu. Auch das soziale Erbe der Familie ist mit beteiligt an der Konstitution einer Schriftsteller- und Intellektuellenexistenz, die die (poetische) Arbeit an der traumatischen Vergangenheit mit der (lebenspraktischen) Realisierung eines Familientraums zu verbinden sucht.¹⁵

Subjektkonzeption

In Korrespondenz zu der Polyperspektivität der Selbstbeschreibung, die die Bildung des Autors als ein Feld von heterogenen Sinnkonfigurationen beschreibt, in dem sich Vor-Vergangenheit und Zukunftsantizipationen mit der Zeitspanne des erzählten Lebens kreuzen und in dem Individual-, Familien-

¹⁵ In dieser Verbindung tritt auch die berufsprufessionelle, instrumentelle Seite der Schriftstellerexistenz in Erscheinung, die ihren weiteren Ausdruck in der Übernahme einer Poetik-Professur durch den Autor und sein professionelles Engagement in Schreibwerkstätten für Studierende findet.

und Gesellschaftsgeschichte gewissermaßen ineinander fallen, verändert sich auch die Konzeption des Subjekts, die implizite Anthropologie des Autors. Dabei erstaunt zunächst, mit welcher Selbstgewissheit Ortheil (im Unterschied zu anderen zeitgenössischen Autobiographen wie bspw. Christa Wolf¹⁶) der eigenen Erinnerung an die lebensgeschichtliche Vergangenheit zu vertrauen scheint. Während andere Autoren kunstvoll nach literarischen Formen suchen, die ihnen den längst von Erinnerungslücken und Denkroutinen verstellten Weg in die eigene Geschichte bahnen, und sich so unentwegt mit dem Problem der Authentizität befassen, berichtet Ortheil über die subtilsten Erlebnisspuren frühkindlicher Erfahrung ohne den geringsten Zweifel an der eigenen Erinnerungstätigkeit. Es scheint, als verfüge er über ein Maß an Selbsttransparenz, wie man es eigentlich nur einem Subjekt unterstellen kann, das von einem extramundanen Standort aus sein Leben in allen Facetten auf einmal überblicken kann. Aber dies wäre gewiss ein vorschnelles Urteil. Wesentliche Merkmale des Textes weisen darauf hin, dass Ortheil gerade nicht einer derart naiven Vorstellung vom sich selbst transparenten Subjekt unterliegt, sondern eher einer genau entgegen gesetzten Subjektkonzeption folgt, der Vorstellung von einem undefinierbaren, in seiner Gesamtkontur unfassbaren, sich stets von neuem hervorbringendem Subjekt.

Ein erster Hinweis liegt darin, dass der Text von vornherein nicht als Beschreibung des ganzen Lebens vorgestellt wird, sondern als Rekonstruktion einer Spur desselben, nämlich des Bildungswegs vom Sprachverweigerer zum Schriftsteller. Das erklärt nicht nur die vielen bereits erwähnten Auslassungen; es verweist auch auf die konstruktive Seite des Erzählens selbst. Die Geschichte ist eben eine Erzählung, die mit literarischen Mitteln bestimmte, thematisch fokussierte Erinnerungsspuren zur Darstellung bringt und damit von vornherein auf den Anspruch einer wahrheitsgetreuen Reportage des Lebens verzichtet. Schon der einer Collage gleiche Beginn des Textes lässt keinen Zweifel daran, dass es sich hier um eine literarisch-ästhetische Form der Selbstpräsentation handelt, in der alle Gewissheit, Entschiedenheit und Eindeutigkeit einem Erzähler zuzuschreiben ist, der sich zwar auf die Lebensgeschichte des Autors bezieht, aber diese auf eine eigene, poetisch begründete Weise präsentiert bzw. komponiert. Der Erzähler ist eine Erfindung des Autors – zwar keine beliebige Erfindung, denn er erzählt in Ich-Form die Geschichte des Autors; aber ein fiktives Ich, das nicht mit dem Ich des Autors gleichzusetzen ist.

„Ich wurde am 5. November 1951 in Köln geboren. Das Haus, in dem meine Eltern damals wohnten und das wir kaum zwei Jahre später durch einen Umzug nach Wuppertal verließen, habe ich erst vor kurzem mit wachem Blick gesehen. Es liegt an einem großen, ovalen, von schönen Mietshäusern eingekreisten Platz im Norden

16 Vgl. Wolf (1994).

Kölns, dem Stadtteil Nippes. Man hat es nicht weit zum Rhein, die Gegend ist voller traditionsreicher Kneipen...

Dat es he en schöne Jäjend, jäjenüvver dem Rhing, un et Kind es e leev Kind, e lecker Stümpche, wat nie am Knaatsche es, ne Klötsch vunnem Kind, ne Freßklötsch, ne richtige Klotzkopp, wat dä widder kallt..." (Ortheil 2001: 7)

Vordergründig scheint alles in diesem kleinen Textauszug eindeutig bestimmt und zweifellos gegeben; beim näheren Hinsehen aber teilt es sich in die Pluralität verschiedener Perspektiven. Das Zitat beginnt mit dem *kalendarischen Faktum* des Geburtstermins. Es lokalisiert im zweiten Satz den Erzähler als *Protagonisten* einer Geschichte („meine Eltern“, „Das Haus, [...] das wir [...] verließen“), als *Chronisten* einer Erzählung („in dem meine Eltern *damals* wohnten“, „kaum zwei Jahre später [...] Umzug nach Wuppertal“) und als *Beobachter* einer referentiellen Wirklichkeit („Das Haus [...] habe ich erst vor kurzem mit wachem Blick gesehen“). Es folgt eine Beschreibung der Wohngegend aus der *auktorialen Perspektive*, die mit drei Auslassungspunkten endet: Die Wirklichkeit ist mehr, als hier erzählt wird. Dann schließt ein mundartlicher Text an, dessen Sprecher völlig im Unklaren bleibt. Jedenfalls ist es nicht der Ich-Erzähler. Der Text wirkt wie ein vom Autor in die Erzählung geworfenes Sprachdokument in direkter Rede, ohne grammatische oder narrative Verbindung zu dem Text davor. Daher trägt es eher den Charakter eines fiktiven Zitats, das den Beobachter-Text mit der erzählten Vergangenheit auf eine ästhetisch-formale Weise verknüpft. Diese formale Verknüpfung aber stammt vom *Autor*, nicht vom Erzähler. Das Subjekt der Lebensgeschichte bleibt hinter den verschiedenen literarischen Erscheinungsformen verborgen, in denen es sich zeigt.

Einen zweiten Hinweis auf die dezentrierte Form von Subjektivität findet sich in den eingblendeten Zitaten aus eigenen Werken des Autors (vgl. exemplarisch für viele andere Stellen das Zitat aus dem Roman „Hecke“, in dem die Schlüsselszene des Familientraumas zur Darstellung gebracht wird).¹⁷ Nur vordergründig dienen sie der bloßen Illustration der autobiographischen Erzählung. Vielmehr haben sie die Funktion von Ko-Erzählungen, mit denen der Autor sich in Ergänzung zu der erzählten Lebensgeschichte aus einer anderen Perspektive artikuliert. In diesen Textpassagen geht es jeweils um eine besonders exponierte lebensgeschichtliche Thematik, die in der Form der literarischen Fiktion auf eigensinnige Weise die erzählte Biographie kommentiert. Autobiographische Narration und die fiktive Bearbeitung lebensgeschichtlicher Themen in früheren Romanen stehen in einem dialogischen Verhältnis zueinander. Sie erläutern sich gegenseitig. Das lebensgeschichtliche Subjekt ist Thema und Urheber beider Texte, ohne dass es in ihnen vollständig zur Deckung kommt.

17 Vgl. Fußnote 12.

Von besonderer Bedeutung für die Konzeption des biographischen Subjekts ist aber vor allem das letzte Kapitel. Es bildet zusammen mit dem oben zitierten Anfang des Textes eine Rahmung sowohl in formaler Hinsicht (das Kapitel endet mit genau demselben fiktiven mundartlichen Zitat, das schon am Beginn des ersten Kapitels steht) als auch im Hinblick auf den Schreib- und Lebensprozess des Autors. „Bin ich also ein Schriftsteller?“ fragt sich der Erzähler am Ende und muss sich eingestehen, dass „diese Gestalt für mich eher eine der Imagination, der Ferne und der Wünsche als eine der begreifbaren Realitäten ist“. (Ortheil 2001: 222) Das Schriftsteller-Subjekt ist keines, das sich der eigenen Substanz sicher sein kann, es ist nur, indem es schreibt. Und schreibend versucht es zu erkunden, was es ist. „Schreiben“, so heißt es schon an früherer Stelle im Text, „ist daher ein Sich-Erinnern, ein Hervorlocken, eine Wegkreuzung all der Stimmen, die den Reisenden auf seinem Schreibweg begleiten. Dies können die Stimmen der Nächsten sein, aber auch die Stimmen der Vorgänger und der Toten.“ (ebd.: 102) Es geht im Schreiben nicht nur um „den subjektiven, privaten Eindruck“ (ebd.: 101) von der Welt. Mit ihm kreuzen sich vielfältige Bezüge zu anderen, zur Vergangenheit und zur Zukunft. Die Vorstellung von einem Subjekt als Substanz verliert damit endgültig seine Glaubwürdigkeit.

„Eher schaue ich mir zu, wie ich mich immer wieder in einen Schriftsteller verwandle. Das Schriftsteller-Sein ist eine Projektion, die mit der Anstrengung verbunden ist, sich in der Zukunft als ein anderer zu erleben. Jedes neue Buch stellt die Zusammenhänge dieser Verwandlung her, aber mit jedem neuen Buch stirbt zugleich die Gestalt, nach deren Nähe und nach deren Festigkeit ich mich sehnte.“ (Ebd.: 222)

Versteht man Bildung als einen selbstreferentiellen Prozess, der in Geschichten nicht nur beschrieben wird, sondern sich in ihnen auch vollzieht, dann können Texte wie der untersuchte autobiographisch-poetologische Essay von Ortheil als Zeugnisse eines solchen Prozesses gelesen werden. In ihnen offenbart sich ein Autor nicht nur mit seiner lebensgeschichtlichen Vergangenheit (oder einem Teil davon), sondern auch in den Praktiken, mit denen er diese Vergangenheit in die Geschichte seiner Bildung transformiert.

Literatur

Benner, Dietrich (2001): Allgemeine Pädagogik. Eine systematisch-problemgeschichtliche Einführung in die Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns, 4., völlig neu bearb. Aufl. Weinheim/München: Juventa.

- Habermas, Rebekka (2004): »Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung. Schreiben im Bürgertum um 1800«. In: Sonja Häder in Kooperation mit Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), *Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen* (48. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik), Weinheim/Basel: Beltz, S. 30-45.
- Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*, Stuttgart: Reclam.
- Lorenzer, Alfred (1972): *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lorenzer, Alfred (1981): *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mollenhauer, Klaus et al. (1996): *Grundfragen ästhetischer Bildung. Theoretische und empirische Befunde zur ästhetischen Erfahrung von Kindern*, Weinheim/München: Juventa.
- Müller, Hans-Rüdiger (2004): »Wissen vom Ich? – Grenzgänge zwischen Autobiografik und Bildungstheorie«. In: Andreas Dörpinghaus/Karl Helmer (Hg.), *Topik und Argumentation*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 75-91.
- Müller, Hans-Rüdiger (Hg.) (2005): *Die Kunst der Benennung. Autobiographische Bildungsforschung am Beispiel von Hanns-Josef Ortheils Essay „Das Element des Elephanten“*, Göttingen: V&R unipress (im Druck).
- Ortheil, Hanns-Josef (1979): *Fermer*, Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Ortheil, Hanns-Josef (1982): *Mozart. Im Innern seiner Sprachen*, Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Ortheil, Hanns-Josef (1983): *Hecke*, Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Ortheil, Hanns-Josef (1987): *Schwerenöter. Roman*, München/Zürich: Piper.
- Ortheil, Hanns-Josef (1989): *Agenten. Roman*, München/Zürich: Piper.
- Ortheil, Hanns-Josef (1992): *Abschied von den Kriegsteilnehmern. Roman*, München/Zürich: Piper.
- Ortheil, Hanns-Josef (2001): *Das Element des Elephanten. Wie mein Schreiben begann*, München: Luchterhand (Orig. 1994).
- Sartre, Jean-Paul (1965): *Die Wörter, Reinbek bei Hamburg*: Rowohlt.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2000): *Autobiographie*, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Wolf, Christa (1994): *Kindheitsmuster. Roman*, München: dtv (Orig. 1976).

